

dtv

Lizzie Doron

Sweet Occupation

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

dtv

Von Lizzie Doron sind bei dtv außerdem erschienen:
Das Schweigen meiner Mutter (14254)
Who the Fuck Is Kafka (14484)
Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen (14545)

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2017 by Lizzie Doron
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung eines Fotos von
action press / Zuma Press, Inc.
Gesetzt aus der Fairfield light
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26150-0

*Für Jamils Mutter,
Hemda Jamil Abdallah*

Selbst nachdem sie einen Sohn verloren hatte, kämpfte sie darum, Frieden ohne Gewalt zu erringen. Sie wollte, dass keine Mutter, auch nicht die Mutter des Feindes, die Tragödie erleide, Söhne zu verlieren. Sie war es, die für Jamil und seine Freunde den Weg für einen gewaltlosen Kampf ebnete. Bis der Frieden kommt.

Inhalt

Prolog 9

Sweet Occupation 13

Die Friedenskämpfer – Lebensdaten 201

Dank 204

Prolog

All die Wechselbäder der Gedanken und Gefühle endeten nicht mit dem Tag, an dem ich das Manuskript ins Lektorat und zur Übersetzung gab.

Um dieses Buch zu schreiben, traf ich mich mit Terroristen und Verrätern, ich verbrachte mehr als ein Jahr mit Menschen, die im Gefängnis gesessen hatten.

Ich sagte mir, du wirst eine interessante Geschichte haben.

Die vermeintlich klare Wirklichkeit, an die ich glaubte, zerbrach allerdings schon bei meiner ersten Begegnung mit Mohamed, Suliman, Jamil, Chen and Emil.

Die Gespräche mit ihnen zerstörten die Geschichte, die ich mir selbst erzählt hatte. Die Geschichte, die ich von vielen meiner Freunde übernommen hatte – eine Geschichte, die jener tagtäglichen Wirklichkeit entsprang, der ich mein ganzes Leben lang ausgesetzt war: Kriege, Straßen voller Blutlachen – auf Fernsehbildschirmen, in Zeitungen, in Reden der Politiker, in Gesprächen mit Freunden.

Die Treffen mit diesen Menschen entzogen mich der vertrauten und bequemen Balance. Ich wurde von einem Strom ergriffen. Ich war gezwungen, meine Denkmuster zu überprüfen, das rechte Wort zu finden, Fragen zu stellen, die ich nie zuvor gestellt hatte.

Wie sitzt du mit jemandem, der einen deiner Freunde getötet haben könnte?

Wie stellst du die Frage, sag mir, wen du getötet hast?

Wie bezeichnest du einen Terroristen, der dein Freund wurde?

Wie trinkst du einen Kaffee mit einem, der sich weigert, in der Armee zu dienen und unser Land zu schützen?

Wie kommst du zurecht mit dem Schrei, dem Zorn, der Anschuldigung, der Scham oder der Angst?

Und dann mit der Sympathie, mit Freundschaft und Liebe?

Ist irgendwas schiefgelaufen mit mir?

Oder bin ich durch sie vielleicht zu meinen abgeriegelten innersten Bezirken vorgedrungen, meinen Schranken, meiner ursprünglichsten Angst, meinen Vorurteilen?

Meine Bekanntschaft mit ihnen und die Wahrnehmung meiner Welt haben die Grenzen meiner Seele neu bestimmt. Ich konnte mich der bewussten Bezwungung meiner Haltungen, meiner Gefühle und meines Verhaltens nicht widersetzen.

Jemand, der mein Feind war, lehrte mich, dass ich das, was ich bislang dachte, nicht zwingend auch morgen noch denken musste. Ich lernte, meine Angst zu überwinden, es zu wagen, bereit zu sein, einer Geschichte zuzuhören, die parallel zu

meiner verläuft, und dennoch nach Schnittpunkten mit ihr zu suchen.

Viele meiner Freunde warfen mir vor, ich sei zu weit gegangen, habe rote Linien überschritten, Verleger meines Landes warnen mich, dieses Buch werde womöglich nie in Israel erscheinen.

Aber ich hatte keine Alternative.

Lizzie Doron, Tel Aviv 2017

Vorabend des Gedenktages

Mai 2014

Es ist halb sechs Uhr abends. Ich überquere die Straße, laufe zu Salims Restaurant hinüber, nicht weit von unserem Haus. Ich weiß, Salim wird mich mit einem Lächeln empfangen und mir verkünden, dass er mir ganz frischen Hummus zubereitet habe, für die Feier des Unabhängigkeitstages morgen Abend.

Für mich gehört das zu den Festvorbereitungen, ich bin für den Hummus zuständig.

Im Restaurant warten außer mir noch drei weitere Leute, bestimmt gehört Salims Hummus auch für sie zum Feiern dazu.

Alle haben es eilig, die Zeit drängt. Laut Gesetz müssen Vergnügungsstätten und Restaurants am Vorabend des Gedenkens um sechs Uhr schließen. Man muss sich beeilen, um noch etwas zu kaufen oder die Bestellungen abzuholen. Während ich an das Fest denke, tritt ein weiterer Kunde ein.

Ist das eine flüchtige Erinnerung oder ein Irrtum?

Habe ich diesen Mann nicht in Silwan getroffen? Ist er Nadims Nachbar?

»Ich glaube, ich kenne Sie, aber vermutlich irre ich mich«, sage ich verwirrt, als mir klar wird, dass er bemerkt hat, wie ich ihn anstarre.

Er lächelt. »Vielleicht auch nicht.«

»Was machen Sie hier?«, frage ich, fast etwas unhöflich.

»Ich kaufe Hummus.«

Salim reißt überrascht die Augen auf. »Kennt ihr euch?«

»Sie hat ein Buch über meinen Nachbarn und über Silwan geschrieben«, antwortet der Mann, an dessen Namen ich mich nicht erinnere.

»*Wallah*«, sagt Salim und lächelt mich an, »zehn Jahre bist du schon hier und ich weiß nichts über dich.«

»Doch! Zwei Kilo Hummus für den Unabhängigkeitstag.«

Die anderen Kunden haben das Lokal jetzt verlassen, nur wir drei sind noch da.

An der Tankstelle nebenan warten Autos in einer Reihe, die meisten sind mit einem israelischen Fähnchen geschmückt.

Bald wird sie da sein, die bedrückte Stimmung, die zum Gedenktag für die Gefallenen gehört.

»Ich habe gehört, dass Ihr Buch über Nadim in Deutschland sehr erfolgreich ist«, sagt der Mann, während Salim meinen Hummus einpackt.

»*Jallah*, Mohammed, sag, was du möchtest, ich muss gleich schließen.« Salim unterbricht uns, als er fertig ist, und deutet auf seine Uhr.

Mohammed! Wie konnte ich das vergessen? Nadim hat mir viel über ihn erzählt. Er gehört zu den Gründern der »Friedenskämpfer«. Auf ihrer Seite sind das ehemalige Terroristen und auf unserer Leute, die den Kriegsdienst in den besetzten Gebieten verweigern, sie haben zusammen eine Bewegung gegründet, die sich für Frieden ohne Gewalt einsetzt. Jetzt verstehe ich auch, warum er hier ist: Die israelisch-palästinensischen Gedenkfeierlichkeiten finden auf der anderen Straßenseite statt, auf dem Messegelände.

Ich merke, dass ich ihn wieder anstarre, und binde, um beschäftigt zu wirken, die Schlaufen der Plastiktüte zusammen, in die Salim die Hummusbecher gestellt hat.

»Haben Sie Lust, heute Abend zu unserer Zeremonie zu kommen?«, fragt Mohammed, als könne er meine Gedanken lesen, während er darauf wartet, dass Salim auch seine Bestellung einpackt.

Also wirklich. Das ist, wie zusammen mit den Mördern weinen. Nie im Leben werde ich meine Toten verraten. Sie können in Frieden ruhen. Sie wissen, dass ich sie nicht vergesse, dass ich nie auf den Gedenktag verzichte.

»Tut mir leid, aber ...« Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und lasse den Satz unvollendet.

»Schreiben Sie doch auch ein Buch über uns«, sagt er, so beiläufig, als ginge es um eine Einladung zu einer Tasse Kaffee. »Sie müssen nicht gleich antworten«, fügt er hinzu, als er meine Verlegenheit bemerkt.

Auf dem kurzen Weg nach Hause bin ich voller Unruhe. Könnte das nicht der Beginn einer neuen Geschichte sein, oder besser noch, eine Fortsetzung? »Wir sind eine Geschichte für mindestens drei Bücher«, hatte Nadim gesagt, damals, als ich ihm mitteilte, dass ich unser Buch [»Who the Fuck Is Kafka«] beendet hatte.

Zu Hause angekommen stelle ich den Hummus in den Kühlschrank und googele die Friedenskämpfer.

»Wir glauben, dass der Frieden nicht von selbst kommt. Er braucht Beharrlichkeit, Verbindlichkeit und stetige Arbeit. Je größer der Kreis der Menschen wird und je aktiver sie sind,

umso größer wird der Einfluss unserer Bewegung auf die Realität ... Unter den Aktivitäten der Bewegung kommt der palästinensisch-israelischen Zeremonie zum Tag des Gedenkens besondere Bedeutung zu. An diesem schweren Tag rufen die Friedenskämpfer beider Seiten auf, den Schmerz und die Hoffnung jener anzuerkennen, die auf der anderen Seite des Zauns leben, und zu versuchen, den nächsten Krieg zu verhindern ...«

Noch während ich ins Lesen vertieft bin, zerschneidet der Ton der Sirene die Luft.

Ich mache den Computer aus, erschrocken wie jemand, der beim Betrachten eines Pornos erwischt wird.

Schweigend bleibe ich stehen, und wie jedes Jahr kommen sie zu mir zurück. Sehr lebendig kommen sie zurück und zerreißen mir das Herz.

Fast fünfundvierzig Jahre sind seit jenem schrecklichen Jom Kippur vergangen, und noch immer schaffe ich es nicht, sie während der Sirene sterben zu sehen. Da ist vor allem Rafael, mit geschlossenen Augen, er spielt den Säbeltanz von Chatschaturjan, bewegt den Körper im Takt, in vollkommener Harmonie mit dem Akkordeon, das wie ein Teil seines Körpers wirkt. Dann erscheinen Gadi, mit dem Pilotenabzeichen, und Micki mit dem verbrannten Gesicht. Und hinter ihnen Jehuda und Motti.

»Angenommen, dass ...?«, fragte mich Rafael.

»Angenommen was?«

»Angenommen, wir wären Freunde.«

»Was dann?«

Er hielt den Brief in der Hand, der ihm bestätigte, dass er als Geiger des Armeeorchesters angenommen worden war.

»Und was würdest du zu mir sagen?«, fragte er.

»Ich denke, Panzerkorps.«

»Ich hab's gewusst. Das habe ich auch gedacht. Panzerkorps wäre mir lieber.«

Frühjahr 1967

Wir wollen bauen, immer nur bauen, uns gehört das Land. Wir wollen bauen, immer nur bauen, das ist seit Generationen unser Wunsch und Begehrt.

Ein Liederabend bei den Pfadfindern. Es war kalt, aber ich beschwerte mich nicht. Um mich herum sangen alle, und weil meine Kameraden sangen, sang ich auch.

Racheli, Rina, Rafael, Gadi, Micki und ich waren unzertrennlich. Wir waren im selben Jahr geboren, wir wohnten im selben Viertel, unsere Eltern stammten aus demselben »Dort«.

Das Lied unserer Einheit singen wir zum Gedenken, dunkel, dunkel ist das Wadi. Wache: Stillgestanden. In der Nacht geht die Gruppe, zum Kampf und zum Schutz,

Ich sang aus voller Kehle.

Gadi lachte. »Du singst falsch.«

Rafael, der neben mir saß, legte mir die Hand auf die Schulter und flüsterte mir liebevoll zu: »Es ist besser, wenn du nur die Lippen bewegst.«

*Wir reiten auf silbernen Flügeln, Ritter des Windes
in den Wolken.*

Sie sangen weiter, ich bewegte nur noch die Lippen.

Niemand war überrascht, als Gadi nach dem Lied verkündete, er würde Pilot bei der Luftwaffe werden.

»Ich gehe zum Panzerkorps«, sagte Rafael. Er sagte, ein Panzer sei wie ein Haus, es sei die sicherste Waffenart.

Micki meinte, er müsse noch überlegen, wohin er sich melden würde, betonte aber, dass er auf jeden Fall zu einer Kampfeinheit gehen wolle. »Bei uns liegt es in der Familie«, sagte er und erinnerte uns an seinen Onkel Schulem, der Stolz der Familie, der in den Kämpfen um den Sinai gefallen war.

Wir versprachen unseren Freunden, ihren Eltern gegenüber kein Wort darüber zu verlieren. Sie würden sich Sorgen machen.

Wir waren vierzehn Jahre alt.

Das Bild in meinem Kopf wechselt, ich meine einen sommerlichen Windhauch zu spüren. Am Horizont segeln weiße Wolken. Vor mir taucht der Strand auf, Micki, der den Arm um Rina gelegt hat, Gadi seinen um Racheli, und ich sitze zwischen Rafael und Emil. Wieso fällt mir Emil auf einmal ein? Seit Jahren habe ich nicht mehr an ihn gedacht.

Sommer 1965

Jehuda, unser Gruppenleiter bei den Pfadfindern, stellte uns ein neues Mitglied vor, einen Einwanderer aus Polen. Neben ihm stand ein Junge, aufrecht und gut aussehend, mit schwarzen Haaren und dunklen Augen, fremdartig gekleidet in langen Hosen, einem geknöpften Hemd, hohen Schuhen und Wollkniestrümpfen.

Gadi brach in Lachen aus. Und wenn Gadi lachte, lachten alle.

Auch ich.

»Er heißt Emil«, sagte der Gruppenleiter.

Das Gelächter wurde lauter.

Er rief uns zur Ordnung und forderte uns auf, uns selbst vorzustellen.

»Alisa«, sagte ich.

»Elisabeth«, sagte Micki kichernd.

Wieder lachten alle.

»Emil und Elisabeth«, er konnte es nicht lassen.

Noch mehr Gelächter.

Ich wurde rot.

Auch Rafael.

Emil betrachtete uns gelassen. Auf seinem Gesicht erschien keine Spur von Lächeln, er musterte uns nur mit einem scharfen, durchdringenden Blick.

»Ein hübscher Kerl«, flüsterte Racheli Rina zu.

»Was heißt da hübsch, ein Polacke«, befand Rina.

Jehuda, unser Gruppenleiter, brachte uns zum Schweigen und befahl uns ungehalten, uns in Dreierreihen aufzustellen und Appell zu stehen.

Micki, Rafael und Gadi bildeten die erste Reihe.
Racheli, Rina und ich die zweite.
Danach folgten alle anderen in Dreierreihen.
Ich warf einen Blick zurück.
Emil ging allein als Letzter.

Zurück zum Strand.

Wir waren ein eingeschworener Haufen, hatten uns auf dem heißen Sand ausgestreckt, nur Emil saß in einem Liegestuhl, versunken in ein Astronomiebuch.

Ich betrachtete ihn heimlich.

Rina sprach als Erste, sagte, sie wolle zum Nachrichtendienst. Gadi nahm an, dass Rina Oberstleutnant werden würde, denn schöne Frauen dienten beim Nachrichtendienst, so wie die Besten zur Luftwaffe gingen, und Micki teilte uns endlich mit, er habe sich entschieden, freiwillig bei einer Elite-Patrouille zu dienen.

Gadi wandte sich an mich. »Und du?«, fragte er.

»Ich ...«

Emil hob den Blick von seinem Buch und schaute mich interessiert an.

»Sie wird zum *Nachal* gehen«, antwortete Rafael für mich.

Während wir darüber sprachen, zu welchem Bataillon wir uns melden wollten und wer von uns im nächsten Krieg ein Held sein würde, konnte ich ihm nicht in die Augen sehen. Dennoch sah ich wieder und wieder zu Emil hinüber, ich wollte wissen, wozu er sich melden würde. Aber bevor ich es wagte, ihn zu fragen, behauptete Gadi, Emil, der Feigling, würde sich zum Dienst in der Kantine melden und uns allen Waffeln verkaufen.

Wir lachten.